

PIERRE LOUIS MOREAU DE MAUPERTUIS

Sprachphilosophische Schriften

Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der
Sprachen und die Bedeutung der Wörter

Abhandlung über die verschiedenen Mittel, deren sich
die Menschen bedient haben, um ihre Vorstellungen
auszudrücken

Mit zusätzlichen Texten von
A. R. J. Turgot und E. B. de Condillac
übersetzt und herausgegeben von
WINFRIED FRANZEN

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 410

Die Originaltitel der für diesen Band übersetzten Schriften lauten:
Réflexions philosophiques sur l'origine des langues et la signification
des mots (1748);
Dissertations sur les différens moyens dont les hommes se sont servis
pour exprimer leurs idées (1756).

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0762-3
ISBN eBook: 978-3-7873-2633-4

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1988. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung:
BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier,
hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung. Von Winfried Franzen	VII
1. Maupertuis' Leben und sein wissenschaftliches Werk	VIII
2. Maupertuis' Philosophie	XXII
3. Maupertuis' Sprachphilosophie und ihre Kritiker	XXIX
3.1 Zur sprachphilosophischen Situation im 18. Jahrhundert	XXIX
3.2 Zu Maupertuis' <i>Philosophischen Betrachtungen</i> von 1748	XXXVII
3.3 Zu Maupertuis' <i>Abhandlung</i> von 1756 und seinem <i>Brief über den Fortschritt der Wissenschaften</i>	XLV
3.4 Zu Maupertuis' Kritikern: Condillac und Turgot	IL
4. Zur Textgestalt und Übersetzung	LIV
Literaturverzeichnis	LVI

PIERRE LOUIS MOREAU DE MAUPERTUIS

Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter	3
Vorwort (von 1756)	3
Text (von 1748)	5
<i>Nicolas Boindin</i> : Bemerkungen über das Buch mit dem Titel ›Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter‹ (von 1753)	20
Erwiderung auf die vorausgehenden Bemerkungen (von 1756)	23

Abhandlung über die verschiedenen Mittel, deren sich die Menschen bedient haben, um ihre Vorstellungen auszudrücken	33
---	----

ANHANG

<i>Pierre Louis Moreau de Maupertuis</i> : Aus dem Brief über den Fortschritt der Wissenschaften: § XVII. Metaphysische Experimente	55
---	----

<i>Anne Robert Jacques Turgot</i> : Kritische Bemerkungen zu den ›Philosophischen Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter‹ von Maupertuis	59
---	----

<i>Etienne Bonnot de Condillac</i> : Brief an Maupertuis vom 25. Juni 1752	79
--	----

Anmerkungen des Herausgebers

1. Zu Maupertuis' <i>Philosophischen Betrachtungen</i>	83
2. Zu Maupertuis' <i>Abhandlung</i>	87
3. Zu Maupertuis' <i>Brief über den Fortschritt</i>	89
4. Zu Turgots <i>Kritischen Bemerkungen</i>	89
5. Zu Condillacs Brief	93

Namenregister	95
---------------------	----

Sachregister	96
--------------------	----

für die Deutung der soziohistorischen Welt überhaupt vorgab«. ⁷⁸ Überdies ist ein Zusammenhang mit der speziell auf die Sprache gerichteten Ursprungsfrage schon deshalb gegeben, weil in einem der Hauptwerke der Naturrechtsdiskussion, in Samuel Pufendorfs *De jure naturae et gentium* (1672), auch explizit von der Sprachentstehung die Rede war. ⁷⁹

Die Abzweckung auf das Wesen der Sache, die also auch hinter der Sprachursprungsdebatte stand, richtete sich hier vor allem auf zweierlei, zum einen auf den Beitrag der Sprache zur spezifischen Verfassung des Menschen und zum anderen auf das Verhältnis der Sprache zum Denken sowie auf ihre Rolle innerhalb der Erkenntnis. Der zweite Aspekt war es vor allem, dem Maupertuis 1748 seine Aufmerksamkeit zu widmen begann.

3.2. Zu Maupertuis' *Philosophischen Betrachtungen* von 1748

Die *Réflexions* (wie die in diesem Band übersetzten *Philosophischen Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter* abkürzungshalber genannt werden sollen) kamen zunächst 1748 ohne Angabe des Verfassers in nur zwölf Exemplaren heraus, die an Freunde und Bekannte Maupertuis' verschickt wurden. Ein offizieller Druck erfolgte 1752 in einer ersten sowie 1753 in einer zweiten Sammelausgabe von Maupertuis' Werken. Im selben Jahr 1753 erschien von Boindin ein kleiner Text, der eine kritische Auseinandersetzung mit Maupertuis' Schrift enthielt. Als Maupertuis 1756 in einer weiteren, vierbändigen Ausgabe seiner Werke die *Réflexions* erneut drucken ließ, fügte er dem ursprünglichen Text außer einem Vorwort auch noch Boindins Bemerkungen sowie eine eigene Erwiderung hinzu.

Nicolas Boindin (1676–1751), ein Pariser Literat und Mitglied der *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, verfaßte Theaterstücke

⁷⁸ Pross 1978 (B), S. 140.

⁷⁹ In seinem Materialenteil bringt Pross 1978 (B) Auszüge aus Pufendorfs Werk — wie übrigens auch aus anderen für die Genese der Sprachursprungsdebatte wichtigen Texten, u.a. auch von den oben erwähnten Bernard Lamy, Richard Simon und William Warburton.

sowie Essays und Untersuchungen zu diversen sprachlichen, literarischen und historischen Themen. Heute ist er völlig vergessen, war damals aber vor allem wegen seines offenen Atheismus relativ bekannt und auch erheblichen Anfeindungen ausgesetzt.⁸⁰ Die Bemerkungen zu den Maupertuisschen *Réflexions* erschienen erst postum in einer zweibändigen Ausgabe von Boindins Werken, und zwar als eine Art Anhang zu einer vorwiegend phonetischen Fragen gewidmeten Schrift *Remarques sur les sons de la langue*.⁸¹

Turgots Kritik an den *Réflexions* wurde zwar bereits 1750 niedergeschrieben, jedoch erst sehr viel später veröffentlicht, sodaß Maupertuis sie nicht kennen und sich nicht damit auseinandersetzen konnte.

Was Condillac angeht, den dritten der im vorliegenden Band zu Wort kommenden zeitgenössischen Kritiker der *Réflexions*, so stellt sich zunächst die Frage, ob Maupertuis 1748, als er seine Betrachtungen zu Papier brachte, bereits Condillacs *Essai* von 1746 kannte und durch dieses Werk beeinflusst wurde. Zeitlich wäre dies immerhin möglich, nachweisen läßt es sich aber nicht, weder durch konkrete Belege noch durch einen inhaltlichen Vergleich. Daß bezüglich der allgemeinen Tendenz in manchem eine Gemeinsamkeit zwischen den *Réflexions* und dem *Essai* besteht, braucht nicht unbedingt durch direkten Einfluß erklärt zu werden, zumal es nicht schon der *Essai* war, der Condillac wirklich bekannt machte, sondern erst sein *Traité des systèmes* von 1749. Im selben Jahr wurde Condillac dann aber bereits dank Maupertuis' Initiative als auswärtiges Mitglied in die Berliner Akademie aufgenommen, und in der Folgezeit gab es zwischen den beiden Gelehrten einen gewissen Austausch, einschließlich persönlicher Begegnungen bei Maupertuis' Aufenthalt in Paris im Jahre 1753.⁸²

⁸⁰ Vgl. J. S. Spink: *La libre pensée française de Gassendi à Voltaire*, Paris 1966, S. 331–335.

⁸¹ *Oeuvres*, Paris 1753, Bd. II, S. 67–70. Die gelegentlich geäußerte Vermutung, nicht Boindin, sondern Turgot sei der Verfasser dieser Bemerkungen zu den *Réflexions* (Gossman 1960 (A), S. 322, Anm. 17) halte ich mit Aarsleff 1974/82 (B), S. 207, Anm. 112 für unbegründet.

⁸² Die Auffassung von Aarsleff 1974/82 (B), S. 178 und 181, Maupertuis sei schon 1748 von Condillacs *Essai* beeinflusst gewesen, wird von Megill 1975 (B), S. 214 ff. in Zweifel gezogen.

Unabhängig von der Frage nach einem eventuell schon sehr frühen Einfluß von Condillacs *Essai* auf Maupertuis' *Réflexions* läßt sich sagen, daß beiden Schriften jedenfalls dreierlei gemeinsam ist. Erstens stehen beide in einem allgemeinen Sinne in der Tradition des Lockeschen *Essay*, sowohl was den empiristischen Ausgangspunkt angeht, als auch in bezug auf das erkenntnistheoretische Grundmotiv, nämlich — mit Lockes Worten — »Ursprung, Gewißheit und Umfang der menschlichen Erkenntnis zu untersuchen«.⁸³ Zweitens knüpfen beide auch in speziellerer Hinsicht an Locke an, nämlich an die von diesem im 3. Buch des *Essay* aufgeworfene Frage nach der Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß. Und drittens gehen sie beide dann auch in ähnlicher Weise über Locke hinaus, indem sie die Funktion der Sprache ungleich höher einschätzen als dieser.

Im Gegensatz zum Condillacschen *Essai* gibt es jedoch in Maupertuis' *Réflexions* (die freilich auch einen viel geringeren Umfang haben) erstens keine nennenswerten Ansätze zu einer psychogenetischen Rekonstruktion der Erkenntnisfunktionen, und zweitens sind die Konsequenzen, die aus dem hohen Stellenwert des Sprachlichen gezogen werden, bei Maupertuis vor allem skeptischer Art. Man kann daher als ein Hauptcharakteristikum der *Réflexions* angeben, daß hier die sprachkritische Stoßrichtung im Verhältnis zu dem meisten, was es diesbezüglich vorher gegeben hatte (etwa bei Bacon oder Locke), erheblich radikalisiert wird.

Ab § VII führt Maupertuis eine Art Gedankenexperiment zur Erklärung der Sprachentstehung durch. Dessen Schwächen sind unschwer zu erkennen. Allgemein muß jeder Versuch, bei dieser Frage, wie Maupertuis es tut, rein vom Individuum statt von kommunikativen Erfordernissen auszugehen, problematisch bleiben. Und speziell liegt eine immanente Inkonsistenz darin, daß Maupertuis bei seiner Annahme im § VII offenbar unterstellt, Denkfähigkeit könne es auch schon vor der Verwendung von Zeichen geben, während er in seinen Eingangsüberlegungen gerade die große Rolle der Zeichen für die Konstituierung des Denkens hervorgehoben hatte. Man muß hier jedoch, ohne solche Unplausibilitäten

⁸³ A.a.O. (Anm. 64), Einleitung, § 2.

einfach hinweginterpretieren zu wollen, in Rechnung stellen, daß das, was oben über die Eigenart der damaligen Ursprungsfragen angedeutet wurde, für die *Réflexions* in besonderem Maße gilt: Es kommt Maupertuis, wie dann auch aus der Erwiderung auf Boin-din hervorgeht, nicht eigentlich auf eine genetische oder historische Ableitung an, sondern auf systematische Erhellung, nämlich vor allem des Zusammenhangs von Sprache und Erkenntnis.

Darüberhinaus sollte man das Ganze als einen Text mit eher probierendem als unmittelbar assertorischem Charakter lesen. Es handelt sich um so etwas wie eine Übung in Aporetik, wobei die Sprachkritik insbesondere auch die Funktion hat, die skeptische Einstellung zu bekräftigen.

Hinter der Mahnung, sich der Grenzen und Schwächen des menschlichen Verstandes bewußt zu sein, steckt — hier wie auch sonst bei Maupertuis — nicht zuletzt der Vorbehalt gegenüber den starken und offensiven Versionen des Materialismus, wie sie sich bei manchen Zeitgenossen herauszuschälen begannen. Unmittelbar präsent war für Maupertuis diese Richtung in der Person La Mettries, dessen Schrift *L'homme machine* Ende 1747, obwohl mit der Jahresangabe 1748, erschienen war und der nach seiner Flucht zunächst aus Frankreich, dann aus Holland Aufnahme am Potsdamer Hof fand und im Juli 1748 auf Geheiß des Königs in die Berliner Akademie aufgenommen wurde.⁸⁴

In seiner zweiten Schrift zur Sprachthematik, der *Dissertation sur les différens moyens* ... von 1756 (und zum Teil schon vorher im *Brief über den Fortschritt der Wissenschaften*), verfolgt Maupertuis einen Ansatz, der von dem der *Réflexions* erheblich abweicht; aber andererseits wird im selben Jahr 1756 in der *Erwiderung auf Boin-din* eben dieser Standpunkt der *Réflexions* nochmals bekräftigt. Dies ergibt — so stellt Gerda Hassler fest — »ein recht heterogenes Bild der Sprachtheorie Maupertuis'. Der 1756 bereits schwerkranke Maupertuis war offensichtlich nicht mehr in der Lage, seine Überlegungen über die Sprache zu einem geschlossenen System zusammen-

⁸⁴ Auch Maupertuis selbst hatte sich, ungeachtet der beträchtlichen philosophischen Differenzen, persönlich für den — wie er selbst aus Saint-Malo stammenden — La Mettrie eingesetzt.

zufassen.«⁸⁵ Dem ist größtenteils zuzustimmen, aber gleichzeitig sollte man dieses Nebeneinander unterschiedlicher Ansätze bei Maupertuis als erneutes Indiz dafür nehmen, daß die *Réflexions* nicht so sehr bestimmte Theoreme enthalten als vielmehr gewisse Argumentationsmöglichkeiten versuchsweise durchspielen.

Erkenntnistheoretisch tendiert Maupertuis in den *Réflexions* zu einem gewissen Phänomenalismus, was auch beinhaltet, daß unbeschadet des empiristisch-sensualistischen Grundansatzes dem menschlichen Geist eine aktive Rolle beim Aufbau der Erkenntnis zugeschrieben wird.⁸⁶ Im übrigen bleibt aber auch hier wieder vieles unentschieden, und wie weit die Reduzierung der Realität auf die Erscheinungswelt wirklich gehen soll, wird von Maupertuis letztlich offengelassen.

Ähnlich verhält es sich auch in dem für diese Aspekte als Paralleltexth heranzuziehenden vierten Stück der *Lettres* von 1752.⁸⁷ Hier wird unter Radikalisierung und damit zugleich Aufhebung der Lockeschen Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten zunächst argumentiert, alle Gegenstände unserer Wahrnehmung einschließlich des Ausgedehntseins seien bloße Erscheinungen, bei denen von einer Ähnlichkeit mit äußeren Objekten nicht geredet werden könne. Immerhin wird aber dann die Frage gestellt, was diese Phänomene hervorruft. Hier zieht Maupertuis drei Möglichkeiten in Betracht: Solche Verursachung könne erfolgen (a) durch irgendwelche unseren Sinnen nicht zugängliche Gegebenheiten in der Natur oder (b) durch Gott (hier weist Maupertuis auf Malebranche hin) oder (c) durch die menschliche Seele selbst. Welche Lösung er seinerseits bevorzugt, darauf legt sich Maupertuis jedoch nicht fest, und man tut sicher gut daran, auch die phänomenalistischen Elemente bei Maupertuis primär als skeptische Gegengewichte zum Materialismus und überhaupt zu allzu großem Erkenntnisoptimismus zu sehen.⁸⁸

⁸⁵ Hassler 1984 (B), S. 52.

⁸⁶ Vgl. Tonelli 1987 (A), S. 16 und Callot 1964 (A), S. 21 f.

⁸⁷ *Lettres* (1752), Nr. IV: *Sur la manière dont nous appercevons*, Oe II, S. 228–242.

⁸⁸ Tonelli 1987 (A), S. 9 und 59 meint, Maupertuis habe zu der zweiten Möglichkeit und zu Malebranches Lehre von der »vision en Dieu« tendiert; eindeutig belegen läßt sich dies aber nicht; vgl. auch Gossmann 1960 (A), S. 310.

Die Verwandtschaft der Maupertuisschen Auffassungen mit denjenigen George Berkeleys kommt in Form einer Namensnennung erst 1756 in der *Erwiderung auf Boindin* zum Ausdruck. Ob Maupertuis auch schon vor 1748 Berkeleys Standpunkt durch eigene Lektüre kannte und von ihm bereits bei der Niederschrift der *Réflexions* konkret beeinflusst wurde, ist umstritten und nicht entscheidbar.⁸⁹ Auf jeden Fall müssen aber die Maupertuisschen Bezüge zu Berkeley vor dem Hintergrund einer umfassenderen Diskussion gesehen werden, die um 1750 in der französischen Aufklärung über die Erkenntnistheorie des irischen Bischofs geführt wurde. Insbesondere kritisierte Diderot 1749 im *Brief über die Blinden* den Berkeleyschen Idealismus, wobei er zugleich Condillac vorhielt, mit seinem *Essai* teilweise in gefährliche Nähe zu solchen Tendenzen geraten zu sein, und ihm nahelegte, hier für eine klarere Abgrenzung zu sorgen — eine Mahnung, die bei Condillac auch nicht ohne Wirkung blieb.⁹⁰

Von den sprachphilosophischen und linguistischen Diskussionen des 20. Jahrhunderts her gesehen, interessieren Maupertuis' *Réflexions* nicht nur wegen ihrer allgemeinen Tendenz zur Sprachkritik bzw. zur sprachlich ansetzenden Metaphysikkritik, sondern auch wegen der Anklänge an den neueren linguistischen Relativismus, demzufolge Denken und Weltbild außer durch Sprache überhaupt auch durch die jeweilige Einzelsprache bestimmt sind.⁹¹ Historisch

⁸⁹ Vgl. Gossman 1960 (A), S. 305 f. et passim, Aarsleff 1974/82 (B), S. 182, McGill 1975 (B), S. 231.

⁹⁰ Vgl. D. Diderot: *Lettre sur les aveugles*, in: *Oeuvres complètes*, Bd. IV, Paris 1978, S. 1–107, hier S. 44 f.; dt. in: *Philosophische Schriften*, Bd. 1, a.a.O. (Anm. 28), S. 49–110, hier S. 73 f.

⁹¹ Vgl. besonders B. L. Whorf: *Sprache — Denken — Wirklichkeit* (amerikanisches Original 1956), Reinbek bei Hamburg 1963, neu 1984. Zur neuesten Diskussion: H. Gipper: *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?* Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese, Frankfurt/M. 1972; Rik Pinxten (Hg.): *Universalism versus Relativism in Language and Thought*. Proceedings of a Colloquium on the Sapir-Whorf-Hypotheses, The Hague, Paris 1976; A. H. Bloom: *The Linguistic Shaping of Thought*. A Study in the Impact of Language on Thinking in China and the West, Hillsdale (New Jersey) 1981; P. Kay und W. Kempton: What is the Sapir-Whorf-Hypothesis? in: *American Anthropologist* 86 (1984), S. 65–79; D. E. Zimmer: *So kommt der Mensch zur Sprache*, Zürich 1986, S. 110–163: Wiedersehen mit Whorf.

kann inzwischen kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die Wurzeln für diese Sichtweise nicht etwa nur bis zu Wilhelm von Humboldt, sondern darüberhinaus bis in die europäische Aufklärung, ja z.T. bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen.⁹² Und was speziell die Übersetzungsproblematik angeht, so wäre beispielsweise auch wieder auf Locke zu verweisen, der sich bereits mit Fällen von Unübersetzbarkeit befaßt hat.⁹³

Freilich enthalten Maupertuis' Thesen — auch das verbindet sie mit großen Teilen des neueren Sprachrelativismus — diverse Unklarheiten und Zweideutigkeiten. So soll es etwa bei der Zeichenzuordnung einerseits Beliebigkeit geben (§ XIX), andererseits soll sie zu Irrtümern führen (§ XII). Wenn aber die Art der Zuordnung beliebig, d.h. freigestellt ist: wird es dann nicht sinnlos, bestimmte Zuordnungen als falsch zu charakterisieren? Desgleichen ist nicht klar, worauf sich denn diese Beliebigkeit (der arbiträre Charakter) genau bezieht: darauf, daß man *überhaupt* gemeinsame Wahrnehmungsteile mit Zeichen versieht, oder nur darauf, welche man mit Zeichen versieht. Trotz, ja teilweise gerade wegen dieser Schwächen bleibt Maupertuis' Schrift ein aufschlußreiches Dokument innerhalb der Frühgeschichte des linguistischen Relativismus.

Schließlich könnte man in den *Réflexions*, zumal wenn man sie als stark probierenden Text liest, sogar noch Elemente jener Problematik entdecken, die in der analytischen Philosophie seit den 50er Jahren unter Schlagworten wie ›Unbestimmtheit oder Unterbestimmtheit von Referenz, Bedeutung, Übersetzung‹ diskutiert wird. Zumindest bei weiter Auslegung des hermeneutisch Erlaubten lassen sich z.B. Parallelen ziehen zwischen dem Maupertuisschen Gedankenexperiment einerseits und Quines Situation radikaler Übersetzung andererseits. Einige Details dazu sind an anderer Stelle ausgeführt.⁹⁴

Hinsichtlich der Wirkungsgeschichte der *Réflexions* ist vor allem

⁹² Vgl. Christmann 1967 (B), Ricken 1984 (B), bes. Kap. 2.7, Hassler 1984 (B); speziell zu Maupertuis außerdem Politzer 1963 (B), Hassler 1976 (B), Franzen 1985 (B).

⁹³ Vgl. im *Essay*, a.a.o. (Anm. 64), Buch II, Kap. XXII, § 6 f. sowie III, IV, § 1–8.

auf einige Daten zu verweisen, die als Zwischenstationen auf der zu Herder führenden Linie liegen. Im Juni 1757 schrieb die Berliner Akademie für das Jahr 1759 eine erste Preisfrage zum Thema ›Sprache‹ aus: »Quelle est l'influence réciproque des opinions du peuple sur le langage et du langage sur les opinions?« (Welches ist der wechselseitige Einfluß der Meinungen des Volkes auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen?)⁹⁵ Obwohl Maupertuis zu diesem Zeitpunkt bereits ein Jahr von Berlin abwesend war (und bis zu seinem Tode auch nicht mehr dorthin zurückkehren sollte), hat die in den *Réflexions* behandelte Thematik sicher eine große Rolle bei der Formulierung dieser Frage gespielt.⁹⁶ Den Preis gewann eine Abhandlung des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis. Dieser ließ am Schluß seines Beitrages durchblicken, er hielt es für angebracht, wenn die Akademie ein weiteres Preisausschreiben mit einer noch wichtigeren sprachphilosophischen Frage veranstalten würde: »Möchte doch die Frage dereinst Ihrer Aufmerksamkeits und Ermunterung würdig scheinen: wie eine Sprache zuerst unter Menschen, die vorhin keine Sprache gehabt haben, entstehen, und nach und nach zu der jetzigen Vollkommenheit und Ausarbeitung gelangen würde.«⁹⁷ Genau dieser Anregung folgte die Akademie dann in der Tat, wenn auch mit ziemlicher Verzögerung: 1769 wurde eben jene den Sprachursprung betreffende Preisfrage ausgeschrieben, die Herder mit seiner *Abhandlung* gewann.⁹⁸

⁹⁴ Vgl. Franzen 1985 (B), S. 417 ff. Von Quine vgl. vor allem: *Wort und Gegenstand* (Word and Object), Stuttgart 1980 (amerikanisches Original 1960), Kap. II. Eine kritische Analyse der ganzen Unbestimmtheitsdiskussion bringt jetzt A. Bühler: *Bedeutung, Gegenstandsbezug, Skepsis*, Tübingen 1987.

⁹⁵ Vgl. Winter 1957 (A), S. 232 f.

⁹⁶ Vgl. auch Aarsleff 1974/82 (B), S. 189.

⁹⁷ J. D. Michaelis: *Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen*, Berlin 1760, S. 78.

⁹⁸ Ergänzend sei noch erwähnt, daß Friedrich Christoph Oetinger, der Pietist in der Aufklärung, 1753 in seine *Inquisitio in sensum communem et rationem* lange, ins Lateinische übersetzte Passagen aus Maupertuis' *Réflexions* einrückte (Neudruck, mit Einleitung von H.-G. Gadamer, Stuttgart 1964, S. 10–17 und 165 f.).

PHILOSOPHISCHE BETRACHTUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG DER SPRACHEN UND DIE BEDEUTUNG DER WÖRTER

Vorwort

Die hier wiedergegebene Schrift ist einige Jahre im Dunkeln geblieben.¹ Wegen der geringen Zahl der Exemplare, deren nur ein Dutzend für einige Freunde gedruckt worden waren, wegen der Schwierigkeit des darin behandelten Themas, schließlich vielleicht auch wegen ihrer Gewagtheit blieb sie nahezu unbekannt.

Als der Buchhändler Walther sie im letzten Jahr in einer Sammlung meiner Werke erscheinen ließ, betrachteten verschiedene Leser sie als unverständlich; andere sahen darin lediglich allgemein bekannte Gedanken.

Ich hätte es dabei belassen, daß man zwischen diesen beiden Extremen darüber denkt, was immer man will, wenn ich nicht das Urteil eines Mannes zu lesen bekommen hätte, der ungleich hell-sichtiger ist als jene Kritiker. Und wenn mir dieses Urteil schon wegen der Autorität desjenigen, der es abgab, nicht gleichgültig sein konnte, so mußte es mich noch viel mehr interessieren wegen der Mutmaßungen, die es entstehen ließ.

Herrn Boindin, der zweifellos die *Philosophischen Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen* gelesen hatte, bevor sie in der Öffentlichkeit bekannt wurden und bevor man ihren Verfasser wußte, hatte über dieses Werk Bemerkungen geschrieben, die in gewissem Sinne sehr zuvorkommend sind, die er aber gleichwohl, wie ich mir schmeichle, niemals veröffentlicht hätte.² Diese Bemerkungen beginnen so:

»Man muß wohl nicht fragen, von wem dieses Werk ist. Der geringe Umfang des Buches, die geometrische Präzision, die darin herrscht, und die metaphysischen Zweifel, von denen es voll ist, verraten zur Genüge den Verfasser und würden den Verdacht nahelegen, daß seine Untersuchungen über den Ursprung der Sprachen dafür nur ein Vorwand sind.«

Ich lasse mich durch diesen Beginn überhaupt nicht beeindrucken. Alles, was Herr Boindin an für mich Vorteilhaftem sagt, würde sich ins Gegenteil verkehren, wenn das, was er dann unterstellt, begründet wäre. Je mehr ein Werk dieser Art an Präzision und Geometrie hätte, desto schädlicher könnte es sein. Aber ich bin mir so sicher, solche Mutmaßungen widerlegen zu können, daß ich keinerlei Scheu habe, den Augen des Lesers die Bemerkungen von Herrn Boindin darzubieten; sie stehen am Schluß dieser Schrift, wobei man anschließend aufmerksam lesen sollte, was ich darauf erwidere bzw. was ich erkläre.

Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter

I

Die Zeichen, mit denen die Menschen ihre ersten Vorstellungen bezeichnen, haben soviel Einfluß auf unsere Erkenntnisse, daß ich glaube, daß Untersuchungen über den Ursprung der Sprachen und über die Art und Weise, wie diese sich gebildet haben, genauso viel Aufmerksamkeit verdienen und beim Studium der Philosophie genauso nützlich sein können wie andere Methoden, die häufig Systeme auf Wörtern aufbauen, deren Sinn niemals gründlich erforscht worden ist.

II

Das genügt, um zu sehen, daß ich hier nicht von jenen Sprachstudien reden will, welche lediglich darin bestehen zu wissen, daß das, was man in Frankreich *pain* nennt, in London *bread* heißt. Diverse Sprachen scheinen bloß wechselseitige Übersetzungen zu sein; der Ausdruck der Gedanken erfolgt in ihnen auf dieselbe Weise, und daher kann der Vergleich dieser Sprachen untereinander uns nichts lehren. Aber man findet, besonders bei den weit entfernten Völkern, Sprachen, die sich anscheinend auf der Grundlage von Vorstellungsebenen³ gebildet haben, die von den unsrigen so verschieden sind, daß man etwas, was einmal in ihnen ausgedrückt worden ist, kaum in unsere Sprache übersetzen kann. Aus einem Vergleich dieser Sprachen mit den anderen könnte ein philosophischer Kopf viel Nutzen ziehen.⁴

III

Solche Studien sind nicht nur wegen des Einflusses der Sprachen auf unsere Erkenntnis wichtig, sondern auch, weil man im Aufbau der

Sprachen Spuren der ersten Schritte des menschlichen Geistes wiederfinden kann. Vielleicht können uns diesbezüglich die Idiome der wildesten Völker nützlicher sein und uns mehr über die Geschichte unseres Geistes lehren als die Sprachen der Nationen, die in der Kunst des Sprechens am geübtesten sind. Kaum sind wir geboren, hören wir bereits ständig eine unendliche Menge von Wörtern, die eher die Vorurteile derer, von denen wir umgeben sind, ausdrücken als die ursprünglichen Vorstellungen, die in unserem Geiste entstehen. Wir behalten diese Wörter, wir verknüpfen mit ihnen verworrene Vorstellungen, und schon bald ist unser Vorrat für den ganzen Rest unseres Lebens gebildet, ohne daß es uns in den meisten Fällen eingefallen wäre, der wahren Bedeutung dieser Wörter auf den Grund zu gehen sowie der Sicherheit der Erkenntnisse, die sie uns verschaffen oder die zu besitzen sie uns glauben machen können.

IV

Es ist wahr, daß mit Ausnahme jener Sprachen, die offenbar nur Übersetzungen der anderen sind, alle anderen in ihren Anfängen einfach waren. Sie verdanken ihren Ursprung einfachen und groben Menschen, die zunächst nur jene kleine Anzahl von Zeichen bildeten, die sie benötigten, um ihre ersten Vorstellungen auszudrücken. Aber bald verbanden sich die Vorstellungen miteinander und vervielfältigten sich; man vervielfältigte die Wörter, und zwar häufig sogar über die Zahl der Vorstellungen hinaus.

V

Gleichwohl hingen diese neuen Ausdrücke, die man hinzufügte, von den ersten ab, die ihnen als Grundlage dienten; und darauf ist es zurückzuführen, daß in denselben Gegenden der Welt, denjenigen, in denen diese Grundlagen dieselben waren, auch der Geist ziemlich denselben Weg einschlug und die Wissenschaften nahezu dieselbe Richtung nahmen.

VI

Nun haben sich die Sprachen aber von dieser ersten Einfachheit wegbewegt, und es gibt auf der Welt vielleicht kein Volk mehr, das noch genügend wild wäre, um uns bei der Suche nach einer einfachen Wahrheit, welche durch jede Generation verdunkelt worden ist, zu unterweisen. Auf der anderen Seite können mir aber auch die ersten Augenblicke meiner Existenz nicht bei dieser Suche dienen; denn ich habe gänzlich die Erinnerung an meine ersten Vorstellungen verloren, desgleichen an das Erstaunen, welches der Anblick der Gegenstände bei mir verursachte, als ich zum ersten Mal die Augen öffnete, sowie an die ersten Urteile, zu denen ich in diesem Alter kam, als meine Seele, noch leerer an Vorstellungen, für mich viel leichter zu erkennen gewesen wäre, als sie es heute ist, weil sie sozusagen mehr *sie selbst* war. Da ich mithin, so sage ich, dieser Mittel, mich zu unterrichten, beraubt bin und da ich gezwungen bin, eine unendliche Menge von bereits geläufigen Ausdrücken zu übernehmen oder zumindest mich ihrer zu bedienen, wollen wir versuchen, deren Sinn, Wirkung und Umfang zu erkennen. Steigen wir zum Ursprung der Sprachen zurück und sehen wir uns an, in welchen Stufen sie sich gebildet haben.

VII

Ich nehme einmal an, ich hätte, obwohl im Besitz der Wahrnehmungs- und Denkfähigkeiten, über die ich verfüge, die Erinnerung an alle meine bisherigen Wahrnehmungen und Gedanken verloren; nach einem Schlaf, durch den ich alles vergessen hätte, würde ich mich plötzlich von Wahrnehmungen überrascht finden, wie der Zufall sie gerade liefert; meine erste Wahrnehmung wäre z.B. diejenige, die ich heute habe, wenn ich sage: »ich sehe einen Baum«; danach würde ich diejenige Wahrnehmung haben, die ich heute habe, wenn ich sage: »ich sehe ein Pferd«. Sobald ich diese Wahrnehmungen hätte, würde ich auch merken, daß die eine nicht dieselbe ist wie die andere; ich würde bestrebt sein, die beiden zu unterscheiden, und da ich noch nicht über eine entwickelte Sprache verfügen würde, würde

ich die Wahrnehmungen durch gewisse Zeichen unterscheiden und könnte mich etwa mit den Ausdrücken A und B begnügen, nämlich für dasselbe, was ich heute meine, wenn ich sage: ›ich sehe einen Baum‹, ›ich sehe ein Pferd‹.

Weitere neue Wahrnehmungen könnte ich alle auf solche Weise bezeichnen, und wenn ich dann z.B. R sagen würde, würde ich damit dasselbe meinen, was ich heute meine, wenn ich sage: ›ich sehe das Meer‹.

VIII

Aber bei einer so großen Anzahl von Wahrnehmungen, von denen jede ihr Zeichen hätte, hätte ich bald Mühe, zu unterscheiden, zu welchem Zeichen die jeweilige Wahrnehmung gehören würde, und so wäre es nötig, zu einer anderen Sprache Zuflucht zu nehmen. Ich würde bemerken, daß bestimmte Wahrnehmungen etwas miteinander gemein haben und mich auf dieselbe Weise affizieren, sodaß ich dafür auch ein und dasselbe Zeichen verwenden könnte. Zum Beispiel würde ich bezüglich der obigen Wahrnehmungen bemerken, daß die beiden ersten bestimmte gleiche Merkmale aufweisen, die ich mit einem gemeinsamen Zeichen bezeichnen könnte. Auf diese Weise würde ich meine ersten einfachen Ausdrücke A und B abändern in CD und CE, welche sich von den ersten nur durch diese neue Festsetzung unterscheiden würden und den Wahrnehmungen entsprächen, die ich jetzt habe, wenn ich sage: ›ich sehe einen Baum‹, ›ich sehe ein Pferd‹.

IX

Solange die einander ähnlichen Merkmale meiner Wahrnehmungen dieselben bleiben würden, könnte ich sie durch das eine Zeichen C bezeichnen. Aber ich bemerke, daß es bei diesen einfachen Zeichen nicht bleiben kann, wenn ich die Wahrnehmungen ›ich sehe zwei Löwen‹, ›ich sehe drei Raben‹ bezeichnen will; und um nur dasjenige, was in diesen Wahrnehmungen völlig gleich ist, mit ein und demselben Zeichen zu bezeichnen, ist es nötig, diese Zei-

chen weiter aufzugliedern und die Anzahl ihrer Teile zu erhöhen. Ich werde also die beiden Wahrnehmungen ›ich sehe zwei Löwen‹, ›ich sehe drei Raben‹ durch CGH und CIK bezeichnen, und auf diese Weise werde ich für Teile dieser Wahrnehmungen Zeichen erhalten, die in die Zusammensetzung derjenigen Zeichen eingehen können, deren ich mich bedienen werde, um andere Wahrnehmungen zu bezeichnen, die gleiche Teile haben wie die vorherigen Wahrnehmungen.

X

Die Zeichen H und K für ›Löwen‹ und ›Raben‹ werden nur solange ausreichen, wie ich von Löwen und Raben noch keine Beschreibung zu geben brauche; denn wenn ich diese Wahrnehmungsteile analysieren will, müssen die Zeichen nochmals weiter zergliedert werden.

XI

Aber der Buchstabe C, der in Entsprechung steht zu ›ich sehe‹, wird in allen Wahrnehmungen dieser Art erhalten bleiben, und ich werde ihn nur ändern, wenn ich ganz andere Wahrnehmungen zu bezeichnen habe, wie etwa ›ich höre Töne‹, ›ich rieche Blumen‹, usw.

XII

Auf diese Weise haben sich die Sprachen gebildet. Und da die Sprachen, einmal gebildet, zu verschiedenen Irrtümern führen und unsere gesamten Erkenntnisse verderben können, ist es von größter Wichtigkeit, den Ursprung der ersten Sätze gut zu kennen, nämlich was sie vor den Sprachen waren, die sich dann eingebürgert haben, oder was sie gewesen wären, wenn andere Sprachen sich eingebürgert hätten. Das, was wir unsere Wissenschaften nennen, hängt so stark von der Weise ab, welcher man sich bedient hat, um die Wahrnehmungen zu bezeichnen, daß mir scheint, die Fragen und Aussagen wären ganz andere, wenn man für die ersten Wahrnehmungen andere Ausdrücke benutzt hätte.

XIII

Mir scheint, man hätte niemals Fragen gestellt und Aussagen gemacht, wenn man bei jenen ersten einfachen Ausdrücken A, B, C, D, usw. geblieben wäre. Wenn das Gedächtnis gut genug gewesen wäre, um jede Wahrnehmung mit einem einfachen Zeichen zu bezeichnen und jedes Zeichen zu behalten, ohne es mit den anderen zu verwechseln, so wäre, wie mir scheint, keine der Fragen, die uns heute soviel Schwierigkeiten bereiten, jemals in unserem Geist auch nur aufgetaucht; und man kann in diesem Falle mehr als in jedem anderen davon sprechen, daß das Gedächtnis der Urteilskraft entgegengesetzt ist.

Nachdem wir, wie gesagt, die Ausdrücke aus unterschiedlichen Teilen zusammengesetzt hatten, haben wir das Ergebnis unseres Tuns mißverstanden: wir haben jeden der Teile der Ausdrücke als ein Ding angesehen⁵; wir haben die Dinge miteinander kombiniert, um darin Beziehungen der Übereinstimmung oder Entgegensetzung zu entdecken, und daraus ist das entstanden, was wir *unsere Wissenschaften* nennen.

Aber stellen wir uns für einen Augenblick ein Volk vor, welches nur über eine so kleine Anzahl von Wahrnehmungen verfügen würde, daß diese alle durch einfache Buchstaben ausgedrückt werden könnten. Würde man dann annehmen, daß es bei solchen Menschen irgendeine der Fragen oder Aussagen geben würde, die uns beschäftigen? Und obwohl bei den Wilden und den Lappen noch nicht einmal der Fall einer so kleinen Anzahl von Vorstellungen, wie wir es hier unterstellt haben, vorliegt, beweist ihr Beispiel nicht das Gegenteil?

Stellen wir uns statt eines Volkes, bei dem die Anzahl der Wahrnehmungen dermaßen eingeschränkt ist, ein anderes vor, welches so viele Wahrnehmungen hätte wie wir, jedoch ein ausreichend großes Gedächtnis, um sie alle unabhängig voneinander mit einfachen Zeichen zu bezeichnen, und welches sie in der Tat mit solchen Zeichen bezeichnet hätte. Wäre bei diesen Menschen nicht dasselbe der Fall wie bei jenen ersten, von denen wir gerade gesprochen haben?

Dies ist ein Beispiel für die Schwierigkeiten, die die eingebürgerten Sprachen mit sich gebracht haben.

XIV

Als man bei der Bildung unserer Sprachen die Wahrnehmungen benannte, überschritt die Menge der einfachen Zeichen zu sehr die Fassungskraft des Gedächtnisses und hätte ständig zur Verwirrung geführt. Daher gab man den am häufigsten vorkommenden Wahrnehmungsteilen allgemeine Zeichen und bezeichnete die anderen mit partikulären Zeichen, die man innerhalb all der Zeichen verwenden konnte, die aus den Ausdrücken zusammengesetzt waren, wo diese selben Teile vorkamen. Dadurch vermied man die Vervielfachung der einfachen Zeichen. Als man die Wahrnehmungen analysieren wollte, sah man, daß bestimmte Teile mehreren Wahrnehmungen gemeinsam sind und sich häufiger wiederholen als andere; erstere betrachtete man als Subjekte, ohne welche die letzten nicht bestehen könnten. Man sah zum Beispiel, daß der Wahrnehmungsteil, den ich ›Baum‹ nenne, etwas mit ›Pferd‹, ›Löwe‹, ›Rabe‹, usw. gemeinsam hat, während sich in den anderen Hinsichten diese verschiedenen Wahrnehmungen voneinander unterscheiden.

Für diesen gleichbleibenden Teil innerhalb der verschiedenen Wahrnehmungen bildete man ein allgemeines Zeichen, und man betrachtete ihn als *Grundlage* und *Subjekt*, woran die anderen Wahrnehmungsteile, die damit am häufigsten verknüpft sind, haften. Im Gegensatz zu diesem gleichbleibenden Wahrnehmungsteil bezeichnete man die anderen, variableren Teile durch ein anderes allgemeines Zeichen, und auf diese Weise entstand die Vorstellung der *Substanz*, welche dem gleichbleibenden Wahrnehmungsteil zugeschrieben wurde, und die Vorstellung des *Modus*, welche man den anderen Teilen zuschrieb.⁶

XV

Ich weiß nicht, ob es irgendeinen anderen Unterschied zwischen den Substanzen und den Modi gibt. Die Philosophen wollten das Unterscheidungsmerkmal aufstellen, daß erstere als für sich allein bestehend gedacht werden können, während dies bei den anderen nicht möglich ist, insofern diese irgendeines Trägers bedürfen, um gedacht werden zu können. Bei ›Baum‹, so glaubten sie, könne der-

jenige Wahrnehmungsteil, den man als *Ausdehnung* bezeichnet und den man auch bei ›Pferd‹, ›Löwe‹, usw. antrifft, als diese *Substanz* angesehen werden⁷, während die anderen Teile wie *Farbe*, *Form*, usw., die sich bei ›Baum‹, ›Pferd‹, ›Löwe‹ unterscheiden, nur als *Modi* betrachtet werden dürften. Aber es wäre mir lieb, man würde einmal untersuchen, ob man, wenn alle Gegenstände in der Welt grün wären, nicht mit demselben Recht die *Grünheit* als *Substanz* angesehen hätte.

XVI

Wenn man sagt, man könne von dem Baum seine *Grünheit* wegnehmen, nicht jedoch seine *Ausdehnung*, so antworte ich, daß dies daran liegt, daß man in der gegebenen Sprache übereingekommen ist, dasjenige ›Baum‹ zu nennen, was, unabhängig von seiner Grünheit, eine gewisse Form hat. Aber wenn die Sprache ein gänzlich verschiedenes Wort hätte, um einen Baum ohne Grünheit und ohne Blätter zu bezeichnen, und wenn das Wort ›Baum‹ notwendigerweise mit der Grünheit verknüpft wäre, so wäre das Wegstreichen der Grünheit keineswegs mehr in größerem Maße möglich als das der Ausdehnung.

Wenn meine Baum-Wahrnehmung wohl bestimmt und gut abgegrenzt ist, kann man nichts von ihr wegnehmen, ohne sie zu zerstören. Wenn sie nur aus *Ausdehnung*, *Form* und *Grünheit* zusammengesetzt ist und man *Grünheit* und *Form* wegstreicht, so bleibt nur eine verschwommene Wahrnehmung von Ausdehnung. Aber hätte ich durch ähnliche Abstraktionen nicht von dem *Baum* auch die *Ausdehnung* und die *Form* wegstreichen können, und wäre dann nicht gleichwohl eine verschwommene Vorstellung von *Grünheit* übriggeblieben?

XVII

Nichts ist geeigneter, meine Zweifel bezüglich der hier aufgeworfenen Frage zu legitimieren, als der Befund, daß die Menschen über das, was sie *Substanz* und *Modus* nennen, keineswegs alle einer Meinung sind. Man befrage die, die nie zur Schule gegangen sind! An

den Schwierigkeiten, die sie haben werden, das, was *Modus*, und das, was *Substanz* ist, zu unterscheiden, wird man sehen, ob diese Unterscheidung sich als etwas erweist, was in der Natur der Dinge begründet ist.

XVIII

Vielleicht weist man jedoch das Urteil solcher Leute zurück. Dies erschiene mir zwar nicht allzu einsichtig, da man hier eher diejenigen befragen sollte, die noch nicht von irgendeiner Lehrmeinung eingenommen sind, als diejenigen, die sich bereits bestimmte Systeme zu eigen gemacht haben. Aber wenn man denn ausschließlich auf die Philosophen hören will, so wird man sehen, daß sie sich selbst nicht darüber einig sind, was als *Substanz* und was als *Modus* anzusehen ist. Die einen halten den *Raum* für eine Substanz und glauben, daß er als für sich bestehend, unabhängig von der *Materie*, gedacht werden kann; die anderen sehen in ihm nur einen *Modus* und glauben, daß er ohne die Materie nicht bestehen könnte. Die einen betrachten das Denken nur als *Modus* einer anderen *Substanz*, die anderen halten es für die *Substanz* selbst.⁸

XIX

Wenn man dermaßen verschiedene Vorstellungen bereits bei Menschen antrifft, die ein und demselben Land angehören und über lange Zeit gemeinsam nachgedacht haben, was wäre dann erst, wenn wir uns zu weit entfernten Völkern versetzen würden, deren Gelehrte nie Verbindungen mit den unsrigen gehabt hätten und bei denen die ersten Menschen ihre Sprache auf anderen Grundbestandteilen aufgebaut hätten? Ich bin davon überzeugt: wenn wir plötzlich dazu kämen, eine einzige gemeinsame Sprache zu sprechen, in die ein jeder seine Vorstellungen würde übersetzen wollen, so würde man wechselseitig auf sehr sonderbare Gedanken stoßen oder vielmehr einander überhaupt nicht verstehen. Ich glaube jedoch nicht, daß die Unterschiedlichkeit ihrer Philosophie von irgendeiner Unterschiedlichkeit in ihren ersten Wahrnehmungen herrühren würde; sondern ich glaube, daß sie von der Sprache herrühren

würde, an die die jeweilige Nation gewöhnt ist, also von jener Zuordnung, in die viel Beliebtes eingeht und die die ersten Menschen auf mehrere unterschiedliche Weisen vornehmen konnten. Wenn diese Zuordnung jedoch einmal auf die eine oder andere Weise vorgenommen worden ist, führt sie auch zu einem so oder aber anders gearteten Satz, und sie hat einen beständigen Einfluß auf unsere gesamten Erkenntnisse.

XX

Kommen wir auf den Punkt zurück, wo ich stehen geblieben war, nämlich auf die Bildung meiner ersten Begriffe. Ich hatte bereits Zeichen für meine Wahrnehmungen festgesetzt; ich hatte eine Sprache gebildet sowie allgemeine und partikuläre Wörter erfunden, aus denen die Gattungen, die Arten, die Individuen entsprangen. Wir haben gesehen, wie die Verschiedenheiten in den Teilen meiner Wahrnehmungen mich veranlaßt hatten, meine einfachen Ausdrücke A und B, die zunächst in Entsprechung standen zu ›ich sehe einen Baum‹ und ›ich sehe ein Pferd‹, zu ändern, und wie ich zu mehr zusammengesetzten Zeichen gekommen war, nämlich CD, CE; der eine Teil davon, welcher in Entsprechung stand zu ›ich sehe‹, blieb in diesen beiden Sätzen gleich, während die durch D und E ausgedrückten Teile, die in Entsprechung standen zu ›ein Baum‹ und ›ein Pferd‹, sich geändert hatten. Ich hatte dann meine Zeichen in noch größerem Maße zusammengesetzt, weil es nötig gewesen war, noch zusätzlich sich voneinander unterscheidende Wahrnehmungen auszudrücken wie etwa ›ich sehe zwei Löwen‹, ›ich sehe drei Raben‹; zu Zeichen für diese beiden Wahrnehmungen waren CGH und CIK geworden. Man sieht also, wie es erforderlich wurde, die Zeichen für meine ersten Wahrnehmungen zu erweitern und zusammenzusetzen und eine Sprache entstehen zu lassen.

XXI

Ich bemerke nun aber, daß sich bestimmte Wahrnehmungen, statt bezüglich ihrer Teile, nur dadurch voneinander unterscheiden, daß

sie als ganze einer Art von Abschwächung unterliegen. Diese Wahrnehmungen scheinen nur Abbilder der anderen zu sein, und daher kann ich statt CD (›ich sehe einen Baum‹) sagen: cd — ›ich habe einen Baum gesehen‹.

XXII

Obwohl zwei Wahrnehmungen dieselben zu sein scheinen, ist es manchmal so, daß die eine mit gewissen anderen Wahrnehmungen so verknüpft ist, daß ich veranlaßt werde, nochmals den Ausdruck abzuändern. Wenn z.B. die Wahrnehmung cd — ›ich habe einen Baum gesehen‹ — mit den anderen Wahrnehmungen ›ich bin in meinem Bett‹, ›ich habe geschlafen‹, usw. verknüpft ist, so bringt mich dies dazu, den Ausdruck cd — ›ich habe einen Baum gesehen‹ — abzuändern in γδ: ›ich habe von einem Baum geträumt‹.

XXIII

Alle diese Wahrnehmungen ähneln sich so sehr, daß sie sich nur durch das größere oder geringere Maß an Stärke zu unterscheiden scheinen; und sie scheinen nur verschiedene Abstufungen derselben Wahrnehmung zu sein. Nur durch das größere oder geringere Maß an Abstufungen oder durch die Verknüpfung mit anderen Wahrnehmungen werde ich dazu gebracht zu sagen: ›ich sehe einen Baum‹, ›ich denke an einen Baum‹, ›ich habe von einem Baum geträumt‹, usw.

XXIV

Nun habe ich aber eine Wahrnehmung, die zusammengesetzt ist aus der Wiederholung der vorhergehenden Wahrnehmungen und aus der Verknüpfung mit einigen Umständen, die ihr mehr Stärke verleihen und ihr mehr Realität zu geben scheinen: ich habe die Wahrnehmung ›ich habe einen Baum gesehen‹, verknüpft mit der Wahrnehmung ›ich war an einer bestimmten Stelle‹; ich habe weiterhin die Wahrnehmung ›ich bin zu dieser Stelle zurückgekehrt‹,

›ich habe diesen Baum gesehen‹; ›ich bin erneut zu dieser Stelle zurückgekehrt‹, ›ich habe denselben Baum gesehen‹, usw. Diese Wiederholung und die sie begleitenden Umstände ergeben eine neue Wahrnehmung, ›ich werde jedesmal, wenn ich zu dieser Stelle gehe, einen Baum sehen‹ und schließlich: *›es gibt einen Baum‹*.⁹

XXV

Diese letzte Wahrnehmung überträgt sozusagen ihre Realität auf ihren Gegenstand und bildet einen Satz über die Existenz des Baumes als einer von mir unabhängigen. Gleichwohl wird man vielleicht große Mühe haben, in diesem Satz mehr zu entdecken als in den vorhergehenden, welche lediglich Zeichen für meine Wahrnehmungen waren. Wenn ich jede dieser Wahrnehmungen ›ich sehe einen Baum‹, ›ich sehe ein Pferd‹ jeweils nur ein einziges Mal gehabt hätte, wie lebhaft auch immer sie gewesen sein mögen, so weiß ich nicht, ob ich jemals den Satz *›es gibt‹* gebildet hätte. Wenn mein Gedächtnis weit genug gewesen wäre, um nicht die Vervielfachung der Zeichen für meine Wahrnehmungen fürchten zu müssen, und wenn ich mich an die einfachen Ausdrücke A, B, C, D, usw. für eine jede Wahrnehmung gehalten hätte, wäre ich vielleicht niemals zu dem Satz gelangt *›es gibt‹*, obwohl ich alle dieselben Wahrnehmungen gehabt haben würde, die mich diesen Satz aussprechen ließen. Wäre dieser Satz also nicht lediglich eine Abkürzung für all die Wahrnehmungen ›ich sehe‹, ›ich habe gesehen‹, ›ich werde sehen‹, usw.?

XXVI

In der normalen Sprache sagt man: *›es gibt Töne‹*. Die meisten Menschen stellen sich die Töne als etwas vor, was unabhängig von ihnen existiert. Die Philosophen haben jedoch bemerkt, daß alles, was die Töne an Existenz außerhalb von uns haben, nur eine gewisse Luftbewegung ist, die durch die Schwingungen klingender Körper verursacht und bis an unser Ohr übertragen wird. Nun hat aber das, was ich wahrnehme, wenn ich sage ›ich höre Töne‹, hat also

meine Wahrnehmung sicher keinerlei Ähnlichkeit mit dem, was außerhalb von mir geschieht, also mit der Bewegung des schwingenden Körpers. Es handelt sich hier also um eine Wahrnehmung, die von derselben Art ist wie die Wahrnehmung ›ich sehe‹ und die außerhalb von mir keinerlei Gegenstand hat, der ihr ähnelt. Handelt es sich bei der Wahrnehmung ›ich sehe einen Baum‹ nicht um denselben Fall? Obwohl ich vielleicht weiter verfolgen könnte, was sich bei dieser Wahrnehmung abspielt, und obwohl die Experimente der Optik mich lehren, daß auf meiner Netzhaut ein Bild des Baumes erscheint, ähnelt doch weder dieses Bild noch der Baum meiner Wahrnehmung.¹⁰

XXVII

Man wird vielleicht sagen, daß es gewisse Wahrnehmungen gibt, zu denen wir auf mehrfache Weise gelangen: die Wahrnehmung ›ich sehe einen Baum‹, die ich meinem Gesichtssinn verdanke, wird auch durch meinen Tastsinn bestätigt. Aber obwohl der Tastsinn bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem Gesichtssinn übereinzustimmen scheint, wird man bei genauer Untersuchung feststellen, daß es nur durch eine Art Gewohnheit dazu kommt, daß der eine dieser Sinne etwas bestätigen kann, was der andere einem verschafft hat. Und wenn man das, was man gesehen hat, niemals betastet hätte und es nun in dunkler Nacht oder bei geschlossenen Augen betasten würde, würde man den Gegenstand nicht als denselben wiedererkennen. Die beiden Wahrnehmungen ›ich sehe einen Baum‹, ›ich taste einen Baum‹, die ich heute durch die Zeichen CD und PD ausdrücke, könnten dann nur noch ausgedrückt werden durch die Zeichen CE und PQ, welche keinen gemeinsamen Teil hätten und völlig verschieden wären. Dasselbe läßt sich von denjenigen Wahrnehmungen sagen, die auf noch mehr Weisen bestätigt zu werden scheinen.¹¹

XXVIII

Die Philosophen werden, so glaube ich, nahezu alle über die beiden letzten Paragraphen mit mir einer Meinung sein und lediglich

ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

Im Literaturverzeichnis angegebene Titel werden hier nur in Kurzform angeführt: mit dem Namen des Verfassers und dem Erscheinungsjahr, wobei die Angaben (A) und (B) hinter der Jahreszahl auf die beiden Sekundärliteratur-Rubriken verweisen.

1. Zu Maupertuis' *Philosophischen Betrachtungen*

1. Das Vorwort erschien erstmals in der vierbändigen Ausgabe der *Oeuvres* von 1756. Verfaßt wurde es aber wohl schon einige Zeit vorher, denn mit der im zweiten Absatz des Vorworts erwähnten Sammlung dürfte die 1753 erschienene zweibändige Ausgabe der *Oeuvres* gemeint sein.
2. Boindins *Bemerkungen* wurden erst nach seinem Tod gedruckt.
3. Vorstellungsebenen: plans d'idées. Ricken 1984 (B), S. 222 übersetzt mit »geistige Ebenen«; zur Diskussion dieses offenbar von Maupertuis selbst geprägten, jedenfalls vorher nicht nachweisbaren Begriffs vgl. Megill 1975 (B), S. 218 f. und Hassler 1984 (B), S. 44 ff.
4. Von dem Nutzen, den man aus der Begegnung mit dem Entfernten und Fremdartigen ziehen könne, ist auch an einer Stelle des *Briefes über den Fortschritt der Wissenschaften* (§ I) die Rede. Maupertuis erwähnt dort Berichte von Reisenden über in Australien lebende, angeblich behaarte und mit Schwänzen ausgestattete wilde Menschen und gibt dann zu verstehen, mit diesen Wesen sich eine Stunde zu unterhalten, wäre ihm mehr wert als ein Gespräch mit dem geistreichsten Kopf Europas (vgl. Oe II, S. 382 f.). Maupertuis' Feststellungen in bezug auf ganz andersartige Sprachen könnten mitveranlaßt worden sein durch Hinweise seines Freundes Ch.-M. de La Condamine, der — ähnlich wie Maupertuis in Lappland — in Südamerika Erdvermessungen zur Prüfung der Abplattungstheorie vornahm und in seinen Bericht auch einige Bemerkungen zu den Eingeborenen-sprachen, in denen z.B. teilweise keine allgemeinen und abstrakten Termini vorkämen, einfügte:

Relation abrégé d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale, Paris 1745; vgl. Megill 1975 (B), S. 219 f.

5. Genauer müßte es an dieser Stelle natürlich heißen: »... als für ein Ding stehend ...«.
6. Dieser Paragraph ist ziemlich verworren. Er dient der Ableitung der sprachlichen Genese der Substanz-Modus-Unterscheidung, setzt aber irreführenderweise zunächst noch einmal genauso an wie bei der Ableitung des Übergangs von einfachen zu zusammengesetzt-gegliederten Zeichen. Die beiden Gegensätze »einfach/zusammengesetzt« und »partikulär/allgemein« sind nicht klar genug voneinander abgehoben. Und während in der — auch damals — üblichen Terminologie Ausdrücke wie »Baum« oder »Löwe« als *allgemeine* Termini bezeichnet werden, bezeichnet Maupertuis sie hier offenbar als partikuläre Zeichen, weil er den Begriff eines allgemeinen Zeichens für Fälle höherstufiger Allgemeinheit — hier: Substanz und Modus — verwendet.
7. Maupertuis spielt hier auf die Lehre Descartes' an, derzufolge die Ausdehnung eine von zwei Substanzen darstellt; die andere ist das Denken.
8. Die Standpunkte, auf die Maupertuis hier anspielt, dürften die folgenden sein: Raum als Substanz: Newton (und Clarke); Raum als Modus: Leibniz; Denken als Modus: Spinoza; Denken als Substanz: Descartes.

Die Substanz-Modus-Unterscheidung — in der älteren Form des Gegensatzes zwischen Substanz und Akzidenzien ein Standardlehrstück der klassischen Ontologie — spielte bei Locke eine beträchtliche Rolle. In bezug auf den Substanzbegriff hatte Locke allerdings schon festgestellt, er enthalte nichts anderes als »die Voraussetzung irgendeines nicht näher zu bestimmenden« — immerhin aber doch existierenden — »Trägers derjenigen Qualitäten, die einfache Ideen in uns zu erzeugen imstande sind« (*Versuch über den menschlichen Verstand*, a.a.O. (Anm. 64 zur Einleitung), Bd. I, S. 366 = 2. Buch, Kap. XXIII, § 2). Maupertuis ist mit seinen Einwänden gegen den Substanzbegriff erheblich radikaler. Bei Berkeley war vor allem die Idee einer materiellen Substanz in Zweifel gezogen worden: *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, Hamburg 1957, Nachdruck 1979, S. 28 ff. (§ 7 ff.), S. 33 f. (§ 17); vgl. auch G. Tonelli: Critiques of the Notion of Substance prior to Kant, in: *Tijdschrift voor Philosophie* 23 (1961), 285–301.

9. Im Original: il y a un arbre. Obwohl das französische »il y a« idiomatisch einfach dem deutschen »es gibt« äquivalent ist, muß man wegen der vorherigen häufigen Rede von »diesem Ort« in dem »y« wohl doch auch ein »dort« mithören: »es gibt dort einen Baum«.
10. Maupertuis schaltet sich hier in eine Diskussion ein, die vor allem durch Locke entfacht worden war. Dieser hatte zwischen primären Qualitäten (wie Ausdehnung und Gestalt) und sekundären Qualitäten (wie Farben und Tönen) unterschieden und letzteren eine vom wahrnehmenden Subjekt unabhängige Existenz in gewissem Sinne abgesprochen; vgl. *Versuch über den menschlichen Verstand*, a.a.O. (Anm. 8), Bd. I, S. 144 ff. (= 2. Buch, Kap. VIII). Berkeley sprach dann auch den primären Qualitäten jede bewußtseinsunabhängige Realität ab; vgl. *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, a.a.O. (Anm. 8), S. 29 ff. (§ 9 ff.); *Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous*, Hamburg 1980, S. 33 ff.
11. Dieser Paragraph erinnert an die Diskussion des sogenannten Molyneuxschen Problems. William Molyneux hatte 1693 die Frage aufgeworfen, ob ein Blindgeborener, der mit dem Tastsinn zwischen Kugel und Würfel zu unterscheiden vermag, dies auf Anhieb, wenn er sehend würde, auch rein optisch könnte. Locke befaßte sich damit kurz in der zweiten Auflage des *Versuchs über den menschlichen Verstand* (a.a.O. (Anm. 8), Bd. II, S. 162 f. = 2. Buch, Kap. IX, § 8), desgleichen Berkeley in seinem *Versuch über eine neue Theorie des Sehens*, Hamburg 1987, S. 76 ff. (§ 132 ff.).
12. Zum Problemkomplex »Dauer, Abfolge, etc.« vgl. wiederum Lockes *Versuch über den menschlichen Verstand*, a.a.O. (Anm. 8), Bd. I, S. 209 ff. (= 2. Buch, Kap. XIV); desgleichen Berkeley: *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, a.a.O. (Anm. 8), S. 79 f. (§ 97 f.).
13. Lingua franca: im Mittelmeerraum über lange Zeit verbreitete primitive Mischsprache, hauptsächlich aus französischen und italienischen, aber auch noch weiteren Elementen.
14. Was für Mutmaßungen (soupçons) es sind, an die Boindin in diesem Paragraphen denkt, bleibt unklar — vielleicht mit Absicht. Gemeint sein könnte, daß die Maupertuisschen Überlegungen Zweifel an der Ewigkeit unseres Seins (an unserer Unsterblichkeit?) nahelegen. Maupertuis selbst scheint jedoch, wenn man den letzten Paragraphen seiner *Erwiderung* nimmt, davon auszugehen, daß Boindin ihm das Gegenteil unterstellt habe, nämlich eine anmaßende Tendenz zugunsten der Ewigkeit menschlichen Seins. In jedem Fall hat